

Nr. 138. Bromberg, den 5. Juli 1928.

Jan Fock, der Millionär.

Roman von **Edmund Sabott.**

Vertrieb: Carl Duncker Verlag, Berlin W. 62.

(13. Fortsetzung.) —— (Nachdruck verboten.)

XXI.

Jan Fock war zum erstenmal seit unendlich langen Wochen wieder vollkommen glücklich, und zu diesem Glück trugen das Meer und der Himmel mehr bei als die Tatsache, daß er als Passagier einer Luxuskabine nach Para fuhr, um 25 000 Dollar zu erheben.

Er langweilte sich keine Sekunde. Niemals im Leben war er so beschäftigt gewesen. Zwei jungen Spaniern, die in ihre brasilianische Heimat zurückkehrten, erteilte er unentgeltlich Boxunterricht. Sodann galt es, im Schwimmbassin an Deck seinen Mann zu stehen. Täglich gab es Wettkämpfe im Tauchen. Er konnte sich auch den Turnübungen nicht entziehen. Vollkommen unüberwindlich war er beim Abschätzen der Strecke, die das Schiff in den vergangenen 24 Stunden zurückgelegt hatte. Da bei dieser Gelegenheit fleißig gewettet wurde, verdiente Jan sich während der Überfahrt ein schönes Stück Geld, das ihm vor einer Woche in Genua dienlicher gewesen wäre als jetzt. Am Abend nahm er seinerseits Unterricht, sehr widerwillig zwar, denn er hatte weder für Charlestons noch für den Black Botton jenes Verständnis, das unbedingt erforderlich ist, wenn man seine Glieder nicht auf stümperhafte, sondern vorschriftsmäßige Weise verrenken will.

Meisterin auf diesem Gebiet war unbestritten Senorita Malida, die sich seiner mit hingebendem Pflichteifer annahm, obwohl er ihr wenig Freude machte. Aber sie tröstete ihn und sich selber: bis Para werde er es schon lernen, sie habe schon hoffnungslosere Fälle unter ihren Händen gehabt.

Oft allerdings kam es vor, daß er ihr entschlüpfte, sich in der Bar mit einem Eisgetränk abkühlte und dann hinaufstieg auf das Bootsdeck, wo er den Obersten fand, der im Streckstuhl lag und zum Himmel hinaufschaute.

Das Kreuz des Südens war im Vergleich zur vergangenen Nacht wieder etwas heller geworden und schon höher gestiegen. Holligan verfolgte diesen Vorgang mit sehr großer Aufmerksamkeit. Die halben Nächte durchwachte er hier oben, und Jan fühlte sein Gewissen schlagen, weil er den alten Herrn fast immer allein ließ.

Aber wenn ihn Senorita Malida bis aufs Blut gequält hatte, ging er hinauf zu Holligan, legte sich in den benachbarten Stuhl nieder und zündete sich eine Zigarette an.

Dann plauderten sie, und dies spielte sich gewöhnlich so ab, daß Holligan fragte und Jan antwortete.

„Erzählen Sie mir Ihr Leben, Jan Fock!" bat Holligan eines Abends, als Jan sich neben ihm ausgestreckt hatte. „Erzählen Sie mir alles, was Ihnen wichtig erscheint — von Anfang bis zu Ende . . ."

„Mein Leben?" fragte er. „Ach, Oberst Holligan, was soll ich Ihnen wohl von meinem Leben erzählen? Wenn Sie einem Dreikäsehoch einen Bleistift in die Hand geben und sagen: Nun schreibe mal! — so können Sie nachher auch nicht das Gekritzel entziffern. Es sind krumme und winklige Zickzacklinien ohne Sinn und Verstand. Und so kommt mir manchmal auch mein Leben vor."

Er machte eine Pause, rauchte ein paar Züge aus seiner Zigarette, und da der Oberst nicht weiter fragte, sondern schweigend wartete, fuhr Jan fort: „Meine Mutter hat mir oft erzählt, daß in der Nacht, da ich geboren wurde, ein furchtbarer Sturm gewesen sei, und daß es so ausgesehen habe, als horchte ich auf den Sturm. Ich heulte nicht, ich schrie nicht; ich lag ganz still mit offenen Augen und horchte." Er lachte leise auf. „Seit der Nacht bin ich wohl mit dem Meer gut Freund geworden. Das blieb so. Mein Vater hatte eine kleine Gastwirtschaft in Ulvesbüll. Das liegt nicht weit von Husum. Er konnte sich aber um das Geschäft nicht viel kümmern und überließ es meiner Mutter, denn er war Fischer. Drei Jahre war ich alt, da nahm er mich zum erstenmal mit. Ich weiß nicht mehr viel von dieser Reise, nur daß es überall auf dem Schiff von unten bis oben nach Fischen gerochen hat — daran erinnere ich mich noch genau. Und als ich vier Jahre alt war, da kam mein Vater von einer Fahrt nicht mehr zurück. Er sei „draußen geblieben", sagten die Leute und sahen mich an, als wäre ich ein ganz bedauernswertes Geschöpf. Nun ja, er war ja immer „draußen" gewesen, und ich begriff noch nicht, weshalb ich zu bedauern war.

Ich kam in die Schule, und weil meine Mutter ein bißchen Geld hatte, schickte sie mich aufs Gymnasium nach Husum. Es war nicht schön dort. Ich mußte Sachen lernen, die ich gar nicht lernen wollte. Englisch wollte ich lernen, aber man sagte mir, daß Latein viel wichtiger sei. Das konnte ich nicht einsehen. Ich sollte lernen, wieviel Zähne ein Pferd hat, und wieviel Staubgefäße in einer Blume stehen, ich sollte genau wissen, was Cäsar sich gedacht hat, als er über den Rubikon ging. Warum sollte ich dergleichen in meinen armen Kopf hineinstopfen? Mein Selbstvertrauen ging in die Binsen. Um es mir wieder zu holen, rückte ich aus. Ich wollte zu Schiff gehen, aber das war nicht so leicht, wie ich es mir in Husum vorgestellt hatte. Mit vierzehn Jahren muß man noch die Erlaubnis des Vormundes haben, und die hatte ich nicht. Mein Vormund war der Herr Pastor Leevermann, und der wollte, daß ich Lehrer werden sollte, Oberlehrer mit sechs Semestern oder gar Pastor, — dann wäre er ganz besonders stolz gewesen. Ich mußte ihm viel Kummer bereiten. Nun — ich kam doch auf ein Schiff, ich kam auf den ‚Pieter Klaas', der zwischen Hamburg und Liverpool hin und her fuhr. Auf dem ‚Pieter Klaas' war die Arbeit kein Zuckerlecken. Manchmal, wenn ich in meiner Koje lag und mir alle Gelenke trillerten, hab' ich geheult wie ein Schloßhund. Aber man gewöhnt sich an alles, und das Trillern in den Gelenken läßt allmählich nach.

Und als ich dann alt genug war, ging ich zur Kriegsmarine. Der Herr Pastor Leevermann hatte mich und alle seine Hoffnungen aufgegeben, und ich konnte von ihm haben, was ich wollte. Als der Krieg ausbrach, war ich auf dem Ostasiengeschwader, auf dem ‚Gneisenau', der bei den Falklandsinseln von den Engländern in Grund und Boden geschossen wurde. Ich kam mit dem Leben davon und weiß heute noch nicht wie. In den Jahren, die dann kamen, während der Gefangenschaft, wünschte ich manchmal, ich wäre unten bei den Fischen geblieben. Es geht alles vorüber, ich wurde wieder frei".

Jan warf die Zigarette über Bord und holte tief Atem.

„Ja, dann kam ein Drunter und Drüber, ein Auf und Ab, daß mir oft ein bißchen schwindlig davon wurde. Meine Mutter war gestorben, meine beiden Brüder gefallen — irgendwo in Flandern bei der Marinedivision. Ich hatte niemand mehr in Uelvelbüll, und der Herr Pastor Leevermann verlangte sicherlich nicht nach mir. Sechs Jahre lang hab' ich mich umhergetrieben in allen Breiten, ich war auf amerikanischen Tankschiffen und dänischen Walfischfängern,

es war schön, aber es war ein bißchen wild. Am längsten hielt ich es noch auf einem holländischen Dampfer aus, der von Batavia im ganzen Archipel umherfuhr und Kokosnüsse einsammelte. Zuletzt war ich Alkoholschmuggler auf der ‚Mary Gaine' . . . .

Eine lange Pause. Jan Fock wartete mit geheimer Angst in seinem Herzen. Oberst Holligan sprach nichts. Es sah aus, als schliefe er.

„Und dann gingen Sie doch zurück nach Deutschland?" fragte er schließlich.

Jan antwortete kleinlaut: „Ja, dann ging ich nach Deutschland zurück."

„Was verschweigen Sie mir, Jan Fock?" fragte Holligan sehr leise.

„Ich verschweige Ihnen nichts!" log Jan in tiefer Herzensnot.

Abermals eine Pause. Dann fragte Holligan: „Und wenn Sie nun Ihre fünfundzwanzigtausend Dollar in der Tasche haben, Jan Fock, — was werden Sie dann beginnen?"

Jan dachte lange nach.

„Ich weiß es nicht . . . ich werde wohl nach Hamburg fahren, das Geld auf eine Bank legen und wieder hinausgehen. Denn, sehen Sie, Oberst Holligan, ich kann nicht lange auf einem Fleck sitzen. Die Jacke wird mir dann zu eng, ich werde krank, obwohl ich der gesündeste Kerl auf dieser Welt bin. Für mich ist es noch zu früh, an Land zu bleiben und zu sehen, wie die Schiffe hinausfahren; ich muß an Bord sein und mitgehen. Die fünfundzwanzigtausend Dollar werden mir gut tun, wenn ich nicht mehr mitmachen kann. Bis dahin aber vergeht noch lange Zeit . . ."

„Sie werden also Seemann bleiben?"

„Ja," antwortete Jan halb beschämt. „Ich kann nicht anders . . . Die Häfen und die See — ich werde mich niemals davon trennen können. Sehen Sie: als Sie mich in Genua trafen, wollte ich hinaus nach Osaka. Und wenn ich von solchem Ziel höre, dann ist mir, als müßte ich gerade dort hin, als gäbe es dort für mich etwas ganz Besonderes, was ich nicht versäumen darf. Und komm ich dann hin, so find' ich dieses Besondere nicht, und ich muß wieder weiter, immer wieder weiter. — Verstehen Sie das, Oberst Holligan?"

„Ja, ich versteh es, Jan Fock."

Dann schwiegen sie, sahen zu den Sternen empor und lauschten auf das Klatschen und Rauschen des Wassers, das gegen die Schiffswand schlug.

XXII.

Die elfenbeinerne Roulettekugel fiel zum fünftenmal auf Schwarz. Fehr seufzte erleichtert auf. Er mußte die Augen schließen und sich zurücklehnen. Seine Muskeln entspannten sich. Er hatte gewonnen, sein Einsatz verdoppelte sich zum fünftenmal.

Aber während die Rechen über das grüne Tuch scharrten und die Spielmarken klapperten, begann von neuem der Kampf gegen den tückischen Geist, der die Elfenbeinkugel lenkte, dieser aufreibende, nervenzerstörende Kampf, der ihn aushöhlte und ihn immer wieder in qualvolle Bewußtlosigkeit stürzte.

Die Mehrzahl der Spieler rechnete auf eine große Gewinnfolge für Schwarz. Fast alle Einsätze blieben stehen. Fehr aber zögerte. Es war ihm, als würde der unsichtbare Faden, der seinen Willen mit der Roulettekugel verband und sie zu seinen Gunsten gelenkt hätte, plötzlich zerschnitten. In jäher Angst zog er seinen Gewinn im letzten Augenblick zurück.

Das nächste Spiel wartete er noch ab. Die Kugel fiel zum sechsten Male auf Schwarz. Aus seinen zwanzigtausend Franken wären vierzigtausend geworden, wenn er sie stehen gelassen und seine Angst überwunden hätte. Er erhob sich und verließ den Saal.

Seine Glieder zitterten vor Erschöpfung. Langsam und ermattet wanderte er durch den Park des Kasinos seinem Hotel zu.

Mit nebelhaften Vorsätzen und Zielen war er nach Monte Carlo gereist: er wollte eine halbe Million Franken gewinnen und dann mit dem Spiel aufhören. Aber er erreichte diese Grenze niemals, ja, das Glück machte sich nicht einmal die Mühe, ihn zu narren und ihn bis in die Nähe dieser Grenze gelangen zu lassen. In sinnlos buntem Durcheinander gewann und verlor er, und das einzige, was er nach zehnstündiger anstrengender Arbeit aus dem Spielsaal mitnahm, war die Überzeugung, daß er nicht nur sein Geld, sondern auch sich selber bei dem kreisenden Lauf der Elfenbeinkugel verspielte.

Damals, als ihm auf der Rennbahn von Auteuil ein kleines Vermögen in den Schoß gefallen war, hatte er, noch von Paris aus, seine Schulden beglichen. Nichts stand mehr seiner Rückkehr nach Berlin im Wege. Aber ihm graute vor dieser Heimfahrt. Es war ganz unmöglich, mit Erla in derselben Stadt zu leben und der Demütigung einer Begegnung mit ihr ausgesetzt zu sein.

Als Fehr die Hotelhalle betrat, schlenderte Allan Mac Caughty, die Hände tief in den Taschen seiner weiten hellen Beinkleider, zwischen den Sesseln dem Ausgang zu. Mac Caughty war ein Bekannter Fehrs aus dessen Amerikazeit. Er war von seinem Vater, einem Getreidehändler aus Chikago, nach Europa geschickt worden, um seine Ausbildung zu vervollkommnen und in Cambridge zu studieren. Allan aber bevorzugte den Süden. Von Nebel und Regen habe er in Chikago genug gehabt, pflegte er zu sagen, wenn man sich erkundigte, ob er nicht wieder nach Cambridge zurückkehren wolle, und für seine Bildung könne er hier unten mehr tun als in England.

Gegenwärtig oblag er seinen Studien an Bord einer Jacht, die einem seiner Freunde gehörte, einem Spielhöllenbesitzer aus San Sebastian. Die Jacht mitsamt ihrer Besatzung stand in den Gewässern zwischen Frankreich, Italien und der afrikanischen Küste in keinem guten Ruf: Luiz de Rioja, der Besitzer, hatte aus seinem Schiff eine schwimmende Spielhölle gemacht und verdiente tüchtig, während er seine Gäste auf dem Mittelmeer spazieren fuhr. Auch Fehr hatte eine Einladung bekommen, als das Schiff vor acht oder zehn Tagen in See gegangen war, aber er hatte abgelehnt: die Spielsäle des Kasinos waren eine harmlose Erholungsstätte im Vergleich zu dem Spielsaal an Bord.

Allan Mac Caugthy indessen schien keinen Schaden gelitten zu haben: er sah braun und rot aus wie ein Indianer. Er strotzte vor Gesundheit. Ohne auf die zahlreichen Gäste in der Halle Rücksicht zu nehmen, schrie er Fehr schon von weitem seine Begrüßung zu und versicherte, daß er prächtige Tage hinter sich habe. Dann schüttelte er Fehrs Hände, als wolle er sie aus den Gelenken reißen.

Fer mußte Platz nehmen und sich erzählen lasse. Allan Mac Caughty hatte natürlich gewonnen, er gewann immer, obwohl er es gar nicht nötig hatte und alles andere als ein leidenschaftlicher Spieler war. Er liebte die Frauen und den Sport; am grünen Tisch ließ er sich nur nieder, weil er kein Spielverderber sein wollte. Alle seine Freunde und Freundinnen behaupteten, daß seine Nachbarschaft am Spieltisch Glück bringe. Das schien auch zuzutreffen, denn er erzählte, daß Dorothy Todd, seine Freundin, vorgestern nacht beinahe die Bank gesprengt habe, dem guten Rioja sei schwindlig geworden.

Allerdings — etlichen andern war es schlecht ergangen. Der kleine Henry Duillon zum Beispiel hatte Kopf und Kragen verspielt, und eine ganze Nacht habe er geflennt wie ein Säugling, bis dann Dorothy, von Mitleid ergriffen, ihm aus ihrem Überfluß eine Anleihe gewährt habe, die dann aber natürlich auch wieder draufgegangen sei. Jetzt befände er sich in Paris, um die väterlichen Prügel in Empfang zu nehmen.

Allan Mac Caughty lachte. „Diesmal müssen Sie mitkommen, Fehr!" bat er stürmisch. „Morgen abend geht's wieder los. Rioja muß nur seine Vorräte ergänzen. Wir haben keine Flasche Wein mehr an Bord gehabt, sonst wären wir noch länger geblieben. Kommen Sie mit!"

Fehr verspürte Angst und Entsetzen. Drüben im Kasino war das Spiel ein zahmes Vergnügen für Narren und verrückte Greisinnen; an Bord der Jacht kämpfte man mit Karten in der Hand gegen den Tod. Er wollte sich abermals hinter irgendeiner feigen Ausflucht verkriechen, aber bevor er antworten konnte, tauchte Dorothy Todd in der Halle auf.

Fehr erblickte sie zuerst. Er glaubte eine Ähnlichkeit Dorothys mit Erla zu entdecken, und diese Wahrnehmung bestürzte ihn so, daß er verwirrt aufsprang und wie ein Schuljunge errötete. Dorothy schien nichts zu bemerken. Sie schüttelte ihm und Mac Caughty kameradschaftlich die Hände.

„Da sind Sie ja noch, Herr von Fehr!" rief sie. „Ist es Ihnen noch immer nicht zu heiß geworden? Wir alle haben Sie sehr vermißt. Warum sind Sie nicht mitgekommen?"

„Er hat's schon längst bereut!" versicherte Mac Caughty.

„Wie hübsch! Dann dürfen wir also diesmal auf Sie rechnen?"

„Ja", sagte Fehr, und ihm war, als spräche er sein eigenes Todesurteil aus. „Es wird mir ein großes Vergnügen sein."

(Fortsetzung folgt.)

Kommt's zu uns runta!

Originelle Einladung an die Ozeanflieger.

Der Festausschuß für ein Ende Juli am Starnberger See stattfindendes großes Seefest hat die Ozeanflieger Köhl, v. Hünefeld und Fitzmaurice durch folgendes originelle Telegramm eingeladen:

Guat is dös ganga und nix is passiert,
Durchbrennt seid's a no, so hat's pressiert.
Ös habt's es durchg'setzt, die andern hab'n g'redt. —
Ös seid's dahi'g'saust und mir — mir hab'n bet't.

Irische Zachheit und preißische Kraft,
Boarischer Dickschäd'l — ös habt's es g'schafft.
Deszweg'n san ma a stolz auf enk, Leut.
Kommt's zu uns runta, mir hätt'n a Freud.

Ende nachst's Monat — am Starnberger See
Hab'n ma a Seefest — da fehlt's ös no eh.
Last's enk schön grüaß'n, schlagt ei und sagt's „ja" —
Hockt's enk auf d' „Bremen" und fliagt's zu uns ra'.

Frühsommer in der Reiherkolonie.

Von **Hans Fischer**-Dessau.

Das Wort Reiherkolonie klingt uns nicht so vertraut wie das andere: Reiherbeize, mit dem sofort ein Stück Jagdromantik lebendig wird, aber es paßt dafür besser in unsere Zeit als das andere, das bereits im 18. Jahrhundert ein toter Begriff geworden ist. Der Naturfreund ist heute schon froh, wenn er überhaupt einen Reiher zu Gesicht bekommt. Jagdbar ist dieser Vogel nicht mehr. Ein Tier muß bekanntlich erst dem Aussterben nahe sein, ehe sein gefährlichster Feind, der Mensch, daran denkt, sich von seinem Eigennutz, der die Tiere in nützliche und schädliche scheidet, zu bekehren und das von völliger Ausrottung bedrohte Tier unter seinen Schutz zu nehmen. Nicht die ritterliche Reiherbeize hat den Reiher in dem größten Teil unseres Vaterlandes ausgerottet, sondern deutsch gesprochen der Futterneid des Menschen, der, selbst der größte Fischräuber, seine Beute nicht mit dem kleineren teilen will. Daß es dem natürlichen Widersacher des Reihers, dem Wanderfalken, nicht besser ergangen ist, bedeutet keinen Trost für unsern grauen Fischreiher. Den mittleren Weg, den Räubern in der Tierwelt das Dasein zu gestatten, ohne die Jagd und die Wirtschaft zu schädigen, hat der Naturschutz erst im sehr vorgerückten Stadium der Verwüstung unter der einheimischen Tierwelt beschritten.

Nun führt er ein sehr zurückgezogenes Leben, der graue Reiher, vom Gesetz geschützt gegen Nachstellungen von Asjägern und auch gegen die Grausamkeit der unberechenbaren Mode, die seinem Verwandten, dem Silberreiher, so rücksichtslos zu Leibe geht. In Mitteldeutschland, an der Elbe, wo auch der Biber noch ein bescheidenes Dasein fristet, haust der Vogel in sorglich gehüteten Kolonien. Nicht ganz einfach ist eine solche Reiherkolonie zu entdecken, man muß sich schon ortskundiger Führung anvertrauen. Erst eine halbe Stunde Bahnfahrt von Dessau nach Coswig, darauf an der Elbe entlang eine Stunde Wegs nach Griebo und von da mit der Fähre über den Strom. Aber am linken Ufer des Stromes haben wir dann nur noch einige Minuten Wegs, und wir sind sofort in der Reiherkolonie, in einem aus mächtigen Eichen und schlankeren Eschen bestehenden Laubwald, dicht bewachsen mit Unterholz, ein wahres Vogelparadies, wie das vielstimmige Morgenkonzert, bei dem die verschiedenen Grasmückenarten den Ton angeben, lehrt. Wir befinden uns in dem herzoglich-anhaltischen Oberforst. Der grüne Waldboden erscheint vielfach wie mit Kalk getüncht: kein Zweifel, hier horstet der Reiher in stattlicher Menge. Er liebt es, sich nicht allzuweit von seinem Jagdgebiet zu entfernen, die vielen Altwässer der Elbe bieten ihm hier reichliche Nahrung. Die alten Reiher haben uns längst bemerkt und zeigen erst eine gewisse Unruhe, scheinen uns aber bald als ungefährlich erkannt zu haben und lassen sich je länger desto weniger in ihrem Atzungsgeschäft stören. Ungestüm, mit unaufhörlichem Krächzen werden sie von den Nestlingen, gewöhnlich vier an der Zahl, empfangen. Geschickt fangen diese, bereits sehr sicher im Nest stehend, den Fisch mit dem Schnabel auf. Die Jungen werden ausschließlich mit Fischnahrung groß gezogen, und da der Reiher eine sprichwörtlich ausgezeichnete Verdauung hat, müssen die Fischgewässer während dieser Zeit allerdings einen reichlichen Tribut an unsere Reiherkolonie zahlen. Später, wenn die Jungen dem Nest entflogen sind, begnügt sich der Reiher, wie sein Vetter, der Storch, wohl auch mit Mäusen und anderem Getier. Man sagt dem Reiher nach, daß er eine feine Zunge hat und besonders für Schleien schwärmt, vom Standpunkt des Fischereiberechtigten allerdings eine unerhörte Leckerhaftigkeit. Gründlinge und Barben wären auch gut genug für einen Reihermagen. Wir haben aber dem Reiher nicht so genau ins Nest geguckt. Auch beim Fischfang liebt der Reiher die Geselligkeit, und man kann ihn oft in Gesellschaft von acht bis zehn Stück in den Altwässern der Elbe auf dem Anstand sehen, muß sich aber sehr vorsichtig heran pürschen, wenn man ihn nicht verscheuchen will. Die im Volk verbreitete Meinung, das graue Reiherbein übe eine seltsame Anziehungskraft auf die Fische aus und bilde gleichsam einen Köder, wird vom Ornithologen als Märchen abgetan.

Es ist erstaunlich, wie eng die Reiher beisammen wohnen, da ihnen diese alten Bäume einen großen Überfluß an Wohnungen bieten. Auf einigen Eichen konnten wir acht und neun Reiherhorste zählen; fünf Horste auf einem Baum war die Regel. Selbst ein Horst des schwarzen Milan in nächster Nachbarschaft stört das Wohlbefinden des Reihers nicht im geringsten. Auf einem bescheidenen Raum von einigen hundert Quadratmetern haben wir nicht weniger als 76 Reiherhorste gezählt, und fast alle waren besetzt. Beim Horstbau sieht der Reiher in erster Linie auf bequemen An- und Abflug, oft hängen die mehr tiefen als breiten Horste an scheinbar ganz schwachen Ästen, und zwei trafen wir richtig zertrümmert unten am Waldboden, ebendort auch zahlreiche Eierschalen. Das erste Ei wird im allgemeinen sehr pünktlich am ersten April gelegt. Es ist hellgrün und nicht größer als ein Hühnerei, wie der Augenschein lehrt. Diesmal haben sich die Vögel mit dem Brutgeschäft um etwa eine Woche verspätet.

Daß es auch ohne Tragödien beim Brutgeschäft nicht abgeht, davon trug der Waldboden gleichfalls Spuren. Im Verlauf einer Viertelstunde fanden wir nicht weniger als fünf Leichen von Reihernestlingen. Ein beinahe flugreifer Nestling mit den charakteristischen Schmuckfedern auf dem Kopf und prächtig bläulich-grau gefiedert, die Flügel mit schwarzen Rändern, war noch warm und wurde zum Ausstopfen mit nach Hause genommen. Einen anderen, noch nicht ganz so entwickelten, hatte das Getier des Waldes bereits angefressen; von einem dritten lagen nur noch die Knochen da, und von den beiden letzten endlich nur noch die Federn, traurige Überreste von Reihereltern-Freuden und -Hoffnungen. Der Nestling, der aus dem Horst fällt, bleibt offenbar seinem Schicksal überlassen.

Das Flugbild des Reihers ist so charakteristisch, daß auch das unbewaffnete Auge es nicht leicht mit dem eines Storches oder gar eines großen Raubvogels verwechselt. Vom Storch unterscheidet ihn der nach Art eines S gekrümmte Hals, vom Raubvogel der schwerfällige, dauernde Flügelschlag. Er schwebt nicht wie der Milan ohne Flügelschlag dahin. Feinde, die er zu fürchten braucht, hat der alte Reiher unter der Tierwelt wohl kaum, hin und wieder mag der Wanderfalke, der uns bei diesem Spaziergang gleichfalls begegnete, auf ihn stoßen, dem einen oder andern von den alten Vögeln sah man wenigstens beim Flug an, daß er schon manchen Sturm erlebt hatte. Wenn man als Durchschnitt annimmt, daß von den Alten jährlich drei Junge groß gezogen werden, dann muß der Reiherbestand an der Elbe eher zu- als abnehmen. In Anhalt gibt es außer bei Griebo noch eine weitere Reiherkolonie von 35 Horsten bei Steckby und zwei einzelne Horste bei Raguhn. Die andern Reiherkolonien liegen bereits auf preußischem Gebiet. Bis von Leipzig wandern Naturfreunde hierher, um den stolzen Vogel in seinen natürlichen Lebensbedingungen kennen zu lernen. Und wahrlich, der Vogel verdient solche Beachtung.

Das Spiel des Fuhrmannes.

Als *Johann Sebastian Bach* auf der Höhe seines Ruhmes stand, wurde er oft von Leuten belästigt, die nur Neugier zu ihm trieb oder die ihre Eitelkeit befriedigen wollten. Unter diesen aufgeblasenen Musikdilettanten war Bach besonders der Franzose Teletel lästig, der dem deutschen Meister rücksichtslos auf dessen eigenem Klavier die Ohren vollpaukte.

Um den Überlästigen los zu werden, gebrauchte Bach eine List. Er schrieb an seinen Freund Ludwig Krebs, einen der vorzüglichsten Orgel- und Klavierspieler seiner Zeit, von dem er scherzend zu sagen pflegte: „Ich habe nur einen Krebs in meinem Bach gefangen." Er lud ihn zu sich ein und entwarf mit dem Freunde im Geheimen einen Plan.

Am folgenden Tage, als Teletel wieder den unglücklichen Meister mit seinem Spiel langweilte, klopfte es und Krebs erschien, ganz wie ein Fuhrmann gekleidet, mit einer großen Peitsche.

„Ah", rief Bach, „da findet Er gleich einmal Gelegenheit, vor diesem Herrn da seine Kunst zu zeigen!"

Der vermeintliche Fuhrmann tat verlegen, sträubte sich etwas, nahm aber doch Platz und begann ein schlichtes Präludium, führte eine einfache Stimme ein, nahm eine zweite und dritte hinzu, steigerte seinen Vortrag immer mehr in kunstvollen Verschlingungen, türmte diese zu einem wahren Prachtgebäude empor mit tausend wundervollen, entzückenden Einzelheiten und wurde geradezu hinreißend und überwältigend in seinen großartigen Phantasien.

Der Franzose stand starr vor Erstaunen. Als der Spieler zu Ende war, trat Bach zu Teletel, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte ironisch: „Sehen Sie, mein Lieber, so spielen bei uns — die *Fuhrleute!!*"

Der Franzose empfahl sich und ward nie mehr gesehen.

Ferdinand Bruger.

Der alte Grabstein.

Zum 40. Todestag von Theodor Storm, am 4. Juli.

„Het Leden hier geleden
Het Stryden hier gestreden
Ik was het Lewen moed.“
Ein Herbsttag war's, ein trüber,
Wüst droht vom Strand herüber
Die See, als Storm den Grabstein fa[nd].

Draus sprach die ew'ge Klage:
Von dieser Erde Plage,
Von aller Not und Pein
Kann uns nach kurzem Leben
Ruh und Vergessen geben
Der bitt're, schwere Tod allein.

Storm sah ihn aufrecht stehen,
Als böte er Vergehen
Und Todesfurcht noch Trutz:
„Ik zeg adju myn Vrienden,
Gy zult my niet mehr vienden!“
Das übrige bedeckt die Erd'.

Die Jahre, sie verrannen.
Auch Storm ging längst von dannen,
Ruht in der Väter Gruft
Unter St. Jürgens Linden.
Und nirgends war zu finden
Der alte Stein, von dem er schrieb.

Auch ich hab' manche Stunden
Gesucht und nur gefunden
Verscholl'ner Gräber viel ...
Bis endlich ich erreichte,
Daß mir der Zufall zeigte
Den Weg zu eines Steinmetz Haus.

Dort hat die Sandsteinplatte,
Die so gesucht ich hatte,
Als Werktisch längst gedient.
Der Meister nicht lang säumte,
Schutt, Staub und Werkzeug räumte
Er von dem selt'nen Arbeitstisch.

Und da kam voll zu Tage
Die alte Totenklage,
Die Storm nicht ganz geseh'n:
„Ik zeg adju myn Vrienden,
Gy zult my niet mehr vienden,
Ik hoop na Jezus to.“

Da stand ich lang in Sinnen ...
Was sollen wir beginnen
Ohn' Anker auf des Lebens Meer?
Wird unser Stündlein schlagen,
Hilf Gott, daß gläubig sagen
Auch wir: „Ik hoop na Jezus to!“

Felix Schmeißer.

(Aus „Der Schleswig Holsteiner“.)



Bunte Chronik



* **Das Bad im Tunnel.** Der Kaufmann John William Charlesworth bestieg in Worcester den Nachtschnellzug nach Birmingham, nahm im Schlafwagen Platz und schlief bald ein. Sein Schlaf war recht unruhig. Mitten in der Nacht wachte er auf und eilte zur Wagentür, um nachzusehen, ob der Zug schon Newstreet erreicht hätte. Noch im Halbschlaf verlor der Mann das Gleichgewicht und fiel aus dem Zuge, der gerade durch einen Tunnel raste. Glücklicherweise hat sich aber der Verunglückte nicht den Hals gebrochen, er fiel vielmehr — „weich und naß“, nämlich in den Kanal des Tunnels. Das eiskalte Bad vertrieb wohl seine Schlaftrunkenheit, hat aber seine Nerven so angegriffen, daß er infolge des sonderbaren Reiseabenteuers einige Wochen das Bett hüten mußte.

*

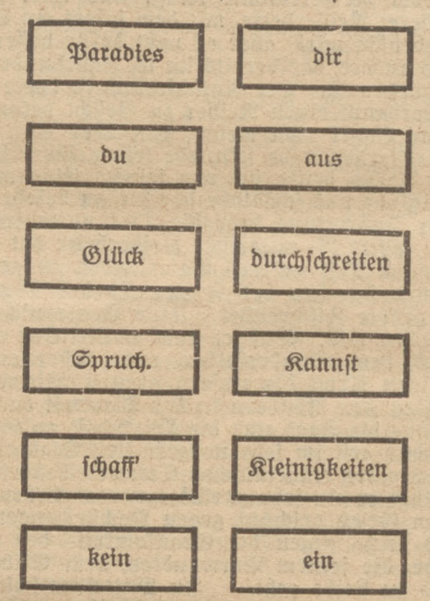
* **Die Bodenschätze der Philippinen.** Während die Kultur tropischer Nutzpflanzen — Zuckerrohr, Tabak, Hanf und andere — auf den Philippinen längst in hoher Blüte steht, ist die Erschließung der Bodenschätze noch kaum in Angriff genommen, obgleich die Inseln auch an solchen außerordentlich reich sind. Erst kürzlich entdeckten Holzarbeiter in den Bergen von Cagayan und Misamis reiche Eisen- und Kupfervorkommen, deren Wert auf viele Millionen geschätzt wird. Mit dem Abbau soll in Kürze begonnen werden. Fast gleichzeitig stieß man in der Provinz Marinduque auf vielversprechende Blei- und Zinklager, die sich nicht nur durch ihren reichen Metallgehalt auszeichnen, sondern auch wegen der leichten Zugänglichkeit und der sich daraus ergebenden guten und billigen Transportverhältnisse besonders aussichtsreich erscheinen. — Auch andere wertvolle Metalle, z. B. Silber und Gold, wurden, wenngleich in kleineren Lagern, auf den Philippinen festgestellt.



Rätsel-Ecke



Zusammenstell-Rätsel.



Aus diesen zwölf Wörtern ist ein gereimter Zweizeiler (von Otto Bromber) mit der Ueberschrift „Spruch“ zusammenzustellen.

*

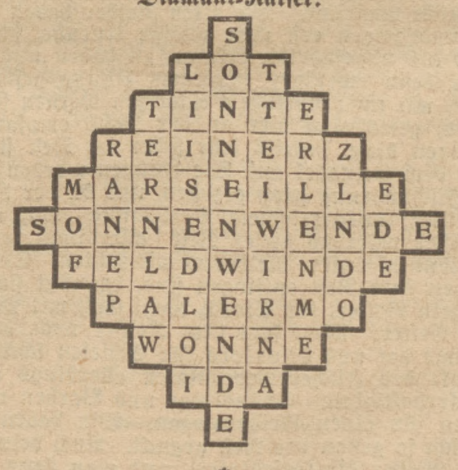
Rätsel.

Ich bin ein vielgenannter Strauch
Der Frühlingszeit; du kennst mich auch;
Nimm mir den Kopf, — und laut und leis
Sang mancher sie zu meinem Preis.

*

Auflösung der Rätsel aus Nr. 133.

Diamant-Rätsel:



*

Scherz-Rätsel: Dreisessel, Zweibrücken, Fünfkirchen, Siebenbürgen, Vierzehnheiligen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.